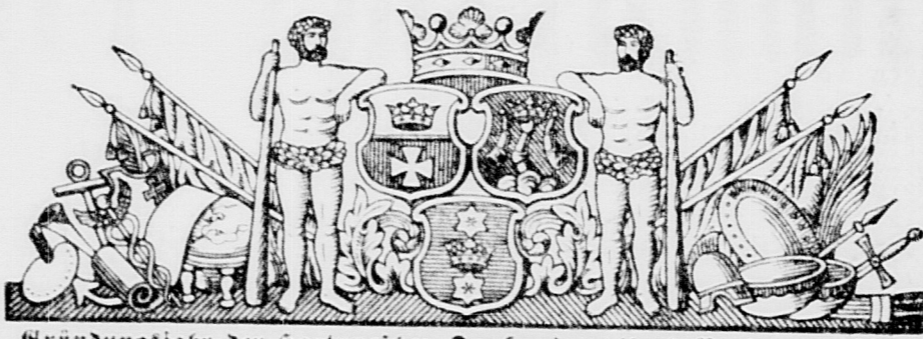


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abends- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Postgeld). Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Heugner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbüros hier und auswärts entgegengenommen und sollen für die empfangenen Zeitungen oder deren Raum 20 Pfg., für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.) Reklamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Des Pfingstfestes wegen erscheint die nächste Nummer Dienstag Abend.

Pfingsten.

Von Immanuel Heyn.

Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin, Mitglied des Reichstages.

Ist es wahr, daß der Mensch sich leben, daß er sich ausleben muß, um etwas Ganzes und Großes zu leisten? Wir kennen die Lösung. In tausend Büchern werden sie geschildert, wie sie von dem leidenschaftlichen Drang, von dem stürmischen Gefühl ihrer Herzen sich treiben lassen — wohin? Sie wissen es selber nicht recht. Sie handeln ja nicht nach jütlichen Sitten, sondern nach natürlichen Empfindungen. Sie gehen nicht bedachtam, sie stürmen darauf los. Und eben dieses Stürmen, dieses Nichtbedachtams, dies „in der Begierde schwächen nach Genuß und im Genuß verschmachten vor Begierde“, das nennen sie Leben.

So ganz unrecht haben sie nicht. Jesus von Nazareth konnte auch nicht anders als leben und lassen, leugnen und drohen, eine lebensvoll bewusste, flammende Gestalt! Ihm gegenüber, was sind das für oße, langweilige, Alltagsnaturen, die niemals aufstehen, niemals ausbrechen und dreimaligen können, sondern immer hübsch gemessen, immer ruhig, Schritt für Schritt, ohne jemals anzustößen, ihren Weg gehen — die wissen nicht, was Leben ist.

Überhaupt, Geist ist Gott und nicht Schablone. Der Geist ist lebendig, die Schablone ist tot. Der Geist weht, wo er will, und da und dort bricht er im Sturmesbrausen auch die Bergflammen, die Tempelwippen nieder, dann werden die Kinder des Staubes auf und persipfen erkundend das Walten der Gottheit. Die Schablone aber wird gehalten, und der Arm des Mälers führt darüber hin, auf die Wand keine runden oder geraden Striche abzuschreiben, sie nicht gebraucht, verbraucht, bis man sie fortwirft. Wie könnte man denn von den Kindern des lebendigen Gottes verlangen, daß sie alle dasselbe denken, reden und empfinden, alle immer in den vorgeschriebenen Bahnen wandeln? So wie du bist, sollst du dich geben, Menschenkind, charaktervoll handeln, Zahl kein und keine Null, Persönlichkeit und nicht Verdientes. Damals am jun-

gen Schöpfungstage, als nach dem tiefjüngigen Wort der alten Kunde der Mensch eine lebendige Seele ward, da wird ihm von dem gütigen Vater auch dies Verrecht, daß er selbständig werden, nach eigenen Grundsätzen handeln dürfe. Nur keine Puppen, die tanzen, wie fremde Hand sie herumwirft! Nur keine lebenslänglichen Sinder, die immer nur nachsprechen, was andere vorprechen. In Kirche und Staat immer nur das Alte erhalten, kann nicht höchstes Ziel sein!

Dennoch, so gewiß der Mensch persönlich werden muß, um Mensch zu sein, so gewiß muß er über sich selbst herauswachsen können, darf er den Unterschied zwischen Gut und Böse nicht verwinden. Es gibt im jütlichen Leben eine Grenze, jenseits deren das Erfahren sein An-ehre und Unkenntnis Ehre ist. Und so gewiß der Mensch das Recht seiner Persönlichkeit zu wahren hat, ebenso gewiß soll er das Recht für ein-der Persönlichkeit achten. Oder soll die Zeit des Faustrechts wieder-kehren? Oder ist das das Recht des Starren, darum, weil die Wege sich trennen, den Schwachen niederzuschlagen? Jene, die den Unterschied zwischen Gut und Böse misachten und sich dem beschränkenden Zwang der Gemeinschaft nicht fügen wollen, mögen für sich von Uebermenschen-tum, von Herrennaturen träumen — in Wahrheit sind sie Mäßen. Sünde ihrer selbst, ihrer Schwachheit, ihrer ungeschulten Laune und Sinnlichkeit. Auch an Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts kann man sehen, wohin es mit denen kommt, denen die Natur alles ist. Kraft ihrer dem vernünftigen Geschöpf überlegenen Gemücht und Erkenntnis bilden sie eine Raffinerie des Genußlebens aus, von der jenes keine Ahnung hat, d. h. zu gut deutlich: sie hängen unter das Tier herab.

Nein, es bleibt bei dem alten Wort: der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze. Nach jütlichen Sitten muß der Mensch handeln lernen, muß sich auch im Zeitalter der Maschinen, des Dampfes und des elektrischen Laufens für Ideale begeistern können, nur so handelt er menschenwürdig. So zogen vor hundert Jahren unsere Väter unter dem Segen unserer Väter in den heiligen Kampf und achteten die Errettung des Vaterlandes höher als Gut und Blut. So bringt ein tüchtiger Jüngling nicht alle seine freien Stunden hinter dem Bierisch oder in unheimlicher Gesellschaft zu, sondern stiftet durch körperliche Übungen seinen Leib, und durch die Werke erleuchteter Geister seine Seele für den Kampf des Lebens. So bedient unter den „oberen Lehntawenden“ ein junges Mädchen, daß auch ihm die Zeit nicht zum Vertändeln und Verpielen gegeben ist, sondern liest und arbeitet sich die Seele rein und weit und stark, um ihren Brüdern und Schwestern, denen das Los nicht so gut gefallen ist, Samariterdienste leisten zu kön-

nen. So wird ein Weib zur Priesterin des Hauses, die über seiner äußeren und inneren Keinheit wacht und es zur Heimat alles dessen weilt, was wahr und gut ist. So geht der Mann über das Weib Mor-gen für Morgen in die Werkstatt, ins Montor, in den Fabrikraum, nicht nur um des Verdienstes willen, sondern um seine Pflicht zu tun und sich als nütliches Glied seines Geschlechtes zu erweisen. Nicht Innenmenschen, geistige Menschen sollen wir werden.

Der sicherste Nahrer aber auf dem Wege zu diesem Ziel ist der lebendige Christusgeist. Jesus, der vollendete geistige Mensch, er ganz von Leidenschaft durchglüht, den Willen Gottes zu tun, und darum er immer schließlich Herr über sich selbst, über seine Angst und seine Hoff-nung, seinen Zorn und sein Erbarmen, darum seine letzte Kraft ge-riehen in der Arbeit daran, daß seines Gottes Reich, das Reich der Ge-rechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Liebe zu seinen Brüdern käme. Wo dieser Geist in die Herzen einzieht, da lernen auch die Lahmen feste Tritte tun. Da werden die Triebe der niederen Natur, die der Mensch mit dem Tier gemein hat, in heilsame Zucht genommen, daß sie nicht ihre Dangarme ausstrecken und dem inwendigen Menschen zuletzt des Dömbolen in der Welt des Göttlichen erschweren. Da wird die Erde weder zum Trüental, in dem die Lichter der Freude erlöschen, noch zum Dummelplatz der Sinnlichkeit, sondern zur Übungstätte der Liebe und der Gerechtigkeit, da verliert sich der Mensch, um sich zu finden und um ganz das zu sein, was er von Gottes und seiner Natur wegen werden kann. Also: nicht, daß der Mensch bleibt, was er von Natur ist, nein, daß Geist ihm zur Natur wird, daß ist die Lösung.

O komm mit Brausen, heiliger Geist,
Komm, Klamme, legende, raiche,
Und spreng die Gräfte und weck zumeist
Der Lebenden Herzensseite.

Komm! singend, du großer Wendetog,
Erl' leise, gleich Nachtigallen,
Dann brich in den Gann, was nicht weichen mag
Mit brausendem Tubachallen!

Bring einen Hoffungssegen herbei
Den Herzen der Geringsten,
Und leg den vergäuterten Himmel frei,
Komm, fröhliches, seliges Pfingsten!

Wir fühlen in uns neues Sprossen
Und schau begeistert himmelwärts.
Der heil'ge Geist ist ausgegossen
Und flammend flärt er Geist und Herz.
— Jens Holmen.

Das Buch Hiob, ein Lehrgedicht.

Von Theodor Kappstein.

Von unserem Berliner Mitarbeiter Theodor Kappstein erscheint demächst (im Verlage Haude & Spener in Berlin) ein neues Werk unter dem Titel: „Bibel und Sage“, das die Legende in der Bibel, die Bibel in der Legende und die Bibel in der Anekdote behandelt wird. Wir geben als Probe das Kapitel, welches sich mit der Hiobdichtung befaßt. Das Buch Hiob ist eine Dichtung vom Unglück; ihr Thema ist das Problem der moralischen Weltordnung. Eine einheitliche Antwort wird nicht erteilt, aber eine abwickelnde Antwort. An dem Gedicht haben mehrere Jahrhunderte gearbeitet. Die jütjüdische Dichtung darf den Vergleich mit den höchsten Erzeugnissen der indogermanischen Poesie wohl aushalten und dürfte die literarische Prüfung mit Ehren bestehen. Man löse zunächst das Problem des Unglücks überaus einfach in Misraal durch die Feststellung: Gott behält den Guten und bestrafte den Bösen. Das Geis machte daraus eine strafte Vergeltungslehre. Jeder Unglückliche hat durch eine von ihm selbst oder seinen Angehörigen begangene Missetat das Schicksal verdient, das ihn trifft. Mit der Ausnahme stellte sich jedoch der Zweifel ein: wenn das Unglück einen wirklich frommen heimucht? Hier liegt die Aufgabe ein.

Mit Bernhard Dahn unterscheiden wir im Hiobgedicht zunächst ein Volksbuch von Hiob, das die Rahmenerzählung in Prosa bildet, Kap. 1 und 2 und Kap. 42, 7—17. Das Volksbuch war vielleicht ursprünglich umfangreicher. In den Prosaanfängen und Prosa-schluss hat eine jüngere Zeit eine ausgearbeitete Lehrgedichtung ein-gestellt. Die ebemütliche Sage berichtet von der Rechtschaffenheit und dem Unglück eines Hiob, der in jener Zeit lebte, wo die Menschen noch einige hundert Jahre alt wurden. Dieser fromme und glück-liche Mann verliert auf einen Schlag alle seine Kinder und seinen ganzen Besitz, dazu wird er noch ausjähig, die entsetzliche Krankheit des Lepra.

Misraal kannte neben seinem Gott Jahve noch ein götliches Wesen, den Satan, das den Menschen feindlich gesinnt ist und seine Luft daran hat, ihre Sünden auszuspüren und dem Gott Jahve anzuseigen. Satan kann zwar an Hiob keine ungezügnete Schuld ent-decken; aber er macht vor Jahve geltend, daß Hiob sich bei seiner Frommigkeit immer gut gefanden habe, er sei vielleicht nur aus Eigenneuz tromm und der Anker behauptet, Hiob werde Gott ver-ab-schieden, wenn er ins Unglück gerate. Jahve kann nicht widerlegen, was Satan in der himmlischen Versammlung vorträgt und er ge-stattet ihm, den Hiob durch schwere Verwundungen auf die Probe zu stellen; das Unglück soll also die Echtheit der Gesinnung gegen

jeden dämonischen Einbruch aus Licht bringen und überstellen. Das Unglück muß nicht in jedem Falle Strafe für die Schuld sein! Hiob besteht die Probe, nach der alten Rahmenerzählung, er unterwirft sich dem Willen Gottes und gewinnt nach dem abgewirkten Examen seinen früheren Reichtum, die verlorene Ehre zurück, er wird noch glücklicher als vor dem und vermag durch seine Nähe auch seine Freunde zu retten, die als leidige Trotter nicht recht von Gott redeten.

Der Hiobdichter des poetischen Mittelstücks des Hiobbuches wendet sich gegen diese Auffassung vom Unglück bei den ersten Plätzen der Juden, die alles Elend in der Welt mit trister Gedan-kenlosigkeit auf die Sünde zurückführten; das Unglück der Gottlosen ist gerechte Strafe, das Unglück der Frommen pädagogische Zucht Gottes. Dahn legte dem Hiobdichter der dramatischen Lehr-gepräche um 500 vor Christi an. Dieser Mann wendet sich mit seinen selbständigen Gedanken gegen die Tradition, vor allem gegen die Sündentheorie der Priester. Er legt in seinem Ge-dicht die Volksmeinung den drei Freunden Hiobs in den Mund und läßt Hiob seine eigenen Ansichten und Zweifel vortragen; diese werden am Schluss durch die Reden Gottes bis zu einem gewissen Grade berichtigt. Sein Hiob ist von der demütigen Ergebung in den Willen Gottes weit entfernt — ihn stellt er sich gegen Gott als den Urheber des Unglücks und aller Ungerechtigkeiten des Schicksals. Auf zwei Fragen läßt Hiob Antwort: warum bin ich unglücklich, ich habe es doch nicht verdient, und warum sind Glück und Unglück so ungleich verteilt, warum sind Gottlose so oft überaus glücklich? Die Freunde belästigen Hiob unermüdlich mit ihrer fertigen Antwort — Hiob kann die Antwort der Tradition auf das Schicksalsproblem nicht geben lassen, weil sie mit der Wirklichkeit sich nicht verträgt. Und der Dichter erklärt, man sei ein schlechter Anwalt Gottes, wenn man unbedingte für Gott Partei ergreife und alles Unglück auf die Sünde zurückleite! Eine völlig befriedigende Antwort findet auch dieser jüngere Hiobdichter nicht, Unruhe und Zweifel des Unglücks bleiben unaufgeklärt — zugleich wird jedoch die Möglichkeit gerettet, an Gott festzuhalten. In seinem guten Gewissen und unbeugamen Rechtsgefühl hat der Dulder festen Boden unter sich, auf dem er den Kampf gegen Gott aufnehmen vermag. Hat Gott die Menschen ge-schaffen, um sie zu quälen, so mag er „gerecht“ sein, aber er ist ein fleischer Schlächter und bössartiger Tyrann, der seine Leber-legenden gegen den von ihm selbst unvollkommen geschaffenen schwachen Menschen mißbraucht! Alte Erinnerungen an Gottes Zuneigung zu seinem Geschöpf ziehen ihm durch den Sinn — er möchte sterben, wenn nur Gott ihn wieder aus der Unterwelt hervorruhen wollte, nachdem sein Horn verbracht ist. Gott kennt ja seine Un-schuld; und auf der Höhe des Gedichts, Kap. 19, 25 ff., ringt sich Hiob zu dem entscheidenden Gedanken durch, den die christliche Kirche zu Unrecht auf ihren Osterlauben und persönlichen Auferstehungs-glauben hinübergeholt hat: ich weiß, daß Gott meine Unschuld zu Ehren bringen wird und ich selbst werde, wenn auch nach meinem Tode — also wenn für mich alle Hoffnung geschwunden ist und ich es nicht mehr erheben kann —, ihn als meinen Richter erbilden. Auf meinem Staube wird er als mein Anwalt stehen und denen, die mich schmächten und ihn verdächtigen, meine Unschuld weihen! Von Anferlichkeit ist hier nicht die Rede. Hiob geht zugrunde und sinkt in das Schattenreich hinab; doch seine Unschuld und seine Ehre als der geistige Ertrag seines Lebens wird Gott, auf seinem Staube liehend, ihm zurückgeben und dadurch beide rechtfertigen: sich selber und seinen Anwalt Hiob. Gott richtet ihn in seinem ganzen lebendigen Bestande zu Grunde, diese trostlose Betrümmung seines Glücks bleibt ein ungelöstes Rätsel — doch

diesem tragischen Ausgange folgt die Wiederherstellung seiner jütlichen Persönlichkeit. Dieser dichterische Ausklang mit seiner herben Mäßigkeit liegt weitab von dem flachen Ausgange der Prüfung Hiobs in der Rahmenerzählung, und hat doch gerade in seiner Selbstbezeichnung eigentümliche Schönheit.

Der jüngere Hiobdichter findet für die Wiederholung der moralischen Weltordnung durch das Glück der Dreier keine befriedigende Antwort, die hoblen Lehren seiner zeitgenössischen Theologie lehnte er entschlossen ab. Aber er flüchtet aus der Menschwelt in die Natur. Gott selber, der in dem alten Volksbuch Hiob zu dem Zweck erschienen war, ihn wegen seines Wohlverhaltens zu belohnen und zu belohnen, überführt hier den Krücker Gottes eines wesentlichen Irrtums: der Kosmos ist nicht für den Menschen allein da, der Mensch ist nicht der Mittel-punkt der Welt. Als der göttliche Baumeister, umjeltet von seinen himmlischen Hausgenossen, das Haus der Welt baute und das aus der Tiefe heraufbringende Kind des Chaos, das Ungeheuer Meer, bändigte, da wurde an den Menschen noch nicht gedacht — das Krüder leuchtete lange, bevor ein Mensch war, seine Bezirke der Welt; bleiben ihm für immer unzugänglich. Es gibt Sonnenangänge voll Pracht in der Wüste, es regnet auf menschenleere Triten und blüht und wächst, ohne daß je ein Mensch davon Vorteil hatte. Sterne und Tierwelt gehen ihre Bahn, ohne die Bahn des Menschen zu kreuzen. Nicht beim Menschen lebt auf der Erde manches Wesen, das den Menschen nichts angeht, ja ihm schädlich ist. Endlos bringen die Fragen aus Hiob ein: nach der Entstehung des Meeres, des Morgenlichts, des Totenreiches, nach der Größe der Erde und nach den Geheimnissen von Sonne und Regen, Nebel und Donner und Blis, Eis und Reif; Hiob muß die Hand auf den Mund legen. Jahve hat geistigt und Hiob ist gestört; wie in seiner persönlichen Not, so in seinen kosmischen Not. Sein Auge hat Gott geschaut, den er bisher nur vom Hörensagen kannte.

Das Publikum hat dem Verfasser nicht folgen können in seine Meinung von der Leidenschaft und in seine tragische Erhebung zu einem hohen geistigen Gefühl. Denn diese jütlichen Leiter haben wie alle ihre Bücher, so auch dies Buch, als es noch handschriftlich von einer Generation auf die andere kam, durch zahlreiche Bemerkungen, Zitate und Beschriften am Rande des Textes entstellte und verdunkelte, in denen sie wieder ihre alte Vergeltungslehre und päpstliche Sündenlehre aus-trauten. Die frische Wissenschaft säubert nun den überlieferten Text von diesen geistesarmen Beisagen, um die ursprüngliche Hiobdich-tung im Rahmen der ältesten Prosaerzählung freizulegen.

Die Reden eines vierten Freundes, Hiob, Kap. 32—37, hat ein Schriftsteller des zweiten vordchristlichen Jahrhunderts nach der letzten Hiobrede einwechseln, um Hiob zu widerlegen und die ihm man-gelnde Gottesrede, Kap. 38 ff., überflüssig zu machen. Dieser jütische Rederhändler hat den Hiobdichter gar nicht verstanden, er will die Theologie seiner Tage rechtfertigen und redet viel ungerichtetes Zeug neben Selbstverständlichkeiten, die durch die drei Freunde und Hiob's Antworten längst erledigt sind und nicht mehr zur Diskussion stehen. Träume und Engel spielen bei ihm eine große Rolle. Der unheimliche Humor, so beheimatigt ihm Bernhard Dahn, den seine kindliche Einseitigkeit und sein schwülstiger Eifer zutage fördert, entschädigt ein wenig für die Rabbit und Blattheit seiner weitläufigen und ungehörigen Ausführungen.

Durch die Tierbilder in den Gottesreden der älteren Dichtung wurde ein Dichter Oberägyptens angezogen, die übertriebenen Schil-derungen des Hiob's und es Profobils (Kap. 40 und 41) zu entwerfen und in den Text einzureihen. Auch kleinere Tierdichtungen wurden in die Hiobhandschrift hineingeschmuggelt, weil dort Platz für dergleichen war. Das Gedicht vom Vogel Strauß in Kap. 39 ist ein solches un-ge-rechtfertigtes Einschleichen. Kap. 12, 7—10, steht an verkehrter Stelle und ist an den Schluss zu verweisen. Das schwebende Gedicht über den